

IM SPIEGEL DER ZEIT

Gegenlicht

Oder: Die Heiligen, das sind die Anderen

„Was hast du für ein Verhältnis zu Gott?“ fragt in Andrej Tarkowskis apokalyptischem Spielfilm „Opfer“ der Briefträger Otto den ehemaligen Schauspieler Alexander. Dieser kommt gerade vom nahen See zurück, wo er zusammen mit seinem Sohn etwas ganz und gar Unsinniges getan hat: er hat ein Bäumchen gepflanzt, oder besser: aufgepflanzt. Das Bäumchen hat keine Wurzeln mehr. Es ist ein totes Gehölz, das Alexander und das Kind in die Erde gesteckt, mit schweren Steinen befestigt und gegossen haben. Dabei hat Alexander seinem Sohn, der auf Grund einer Operation nicht sprechen kann, die Legende von dem Mönch erzählt, der vor ein paar Jahrhunderten Ähnliches getan haben soll. Jahrelang sei er täglich eine Anhöhe hinaufgestiegen, um einen wurzellosen Baum zu begießen, den ein älterer, bereits verstorbener Mönch einige Jahren zuvor dort eingesetzt hatte. Es scheint, als habe sich der junge Klosterbruder dieser Pflicht weniger aus Überzeugung oder tiefer Einsicht unterworfen als aus Treue zur Überlieferung oder aus Respekt vor einer Erkenntnis, die ihn übersteigt. Er weiß irgendwann gar nicht mehr so recht, was er da täglich tut und *warum* er es tut, ob es einen Sinn hat, eine Bedeutung oder gar einen Nutzen. Und als wäre diese Selbstvergessenheit die Voraussetzung, dass sich Großes ereignen kann, geschieht eines Tages das Unbegreifliche: der Mönch nähert sich wie jeden Tag mit seinem Gießgefäß und sieht, dass der Baum über und über mit Blüten bedeckt ist ...

Im Gegensatz zu Alexander, dem Künstler und Bäumchenpflanzer, ist der Briefträger Otto ein religiöser Mensch. Er glaubt an übernatürliche Phänomene und stellt Fragen wie: „Was hast Du für ein Verhältnis zu Gott?“ Und Alexander antwortet: „Weiß nicht. Vielleicht gar keins.“

Alexander meditiert statt dessen über Sinn und Unsinn von Ritualen. Wenn man nur jeden Tag zur selben Zeit das Gleiche täte, sagt er zu seinem Sohn, egal was, es müsse nur immer zur selben Zeit geschehen und immer exakt dieselbe Handlung sein, dann müsste dies die Welt verändern. Es würde schon reichen, jeden Morgen nach dem Aufstehen Wasser in ein Glas zu gießen und es anschließend ins Klo zu leeren.

Otto überreicht Alexander einen Geburtstagsbrief. Alte Freunde aus der Stadt haben ihm geschrieben. Sie nennen sich die „Idiotisten“, da sie vor vielen Jahren das Dostojewski-Drama „Der Idiot“ aufgeführt haben. Alexander hat damals den Fürsten Myschkin gespielt, diese arglose, sich ihrer selbst kaum bewusste Christusgestalt. Das scheint *seine* Rolle zu sein, denn auch im Verlauf der kommenden Ereignisse, von denen der Film erzählt, wird er zu einer Art bizarrer Erlöserfigur. Am Abend dieses Tages, seines Geburtstages, bricht in Europa der lange befürchtete

Atomkrieg aus. Alexander, seine Frau, seine Tochter, die ganze kleine Geburtstagsgesellschaft sitzt vor Entsetzen gelähmt vor dem Fernsehapparat. In der folgenden Nacht geschehen viele merkwürdige, verzweifelte und zugleich wunderbare Dinge. Alexander erweist sich dabei in der Tat als wahrer „Idiotist“, indem er seine ganze verlorene Existenz einem ihm unbekannten Gott darbringt, nicht aus „Frömmigkeit“ oder weil er „glaubt“, sondern weil er keine andere Wahl zu haben meint und weil nach seiner Auffassung in einer solchen Situation des totalen Untergangs nichts anderes die Zerstörung aufhalten kann als ein „Opfer“, *sein Opfer* ...

Am Ende des Films scheint über dem atomverseuchten Norden Europas die Sonne, Alexanders Haus mit allem, was darin ist, geht in Flammen auf, während sich Bewohner und Gäste auf einem Spaziergang befinden. Alexander selbst lässt sich ohne größeren Widerstand als Irrer festnehmen und abtransportieren. Der Krankenwagen fährt am See entlang, wo Alexanders Sohn gerade zwei große Blecheimer zu dem wurzellosen Bäumchen schleppt. Dann legt sich der Junge unter den begossenen Baum, der noch genauso kahl aussieht wie zu Beginn, schaut in die Sonne und zitiert einen Satz, den ihm sein Vater beigebracht hat: „Am Anfang war das Wort.“ Und nach einer Pause: „Warum, Papa?“ Der Junge hat seine Sprache wiedergefunden, es sind die einzigen Worte, die er im gesamten Film spricht. Die Kamera fährt am Stamm des Bäumchens hinauf, dessen Geäst sich dunkel vor der glitzernden Wasseroberfläche abzeichnet. Das letzte Bild: gleißendes Gegenlicht.

Im Zentrum der Welt: das Ritual

„Opfer“ wurde 1985 gedreht, es ist das letzte Werk Andrej Tarkowskis, das Vermächtnis eines vom Tod gezeichneten Regisseurs und zugleich ein bedeutender Beitrag zur Religionsphilosophie. Im Zentrum des Lebens, des Sterbens und des „Glaubens“ steht hier die heilige Handlung, das kultische Ritual, das keiner Rechtfertigung bedarf und das sich weder ganz und gar von Mythen noch von Dogmen oder moralischen Regeln ableiten oder legitimieren lässt. „Was hast du für ein Verhältnis zu Gott?“ - „Weiß nicht. Vielleicht gar keins.“ Ausgerechnet der „Christus“ dieses Films antwortet, er wisse um kein Verhältnis zu Gott. Und wäre 2000 Jahre zuvor in Jerusalem einer des Weges gekommen und hätte jenen Nazarener, der schreiend am Kreuz hing und den unansehnlichsten Tod starb, der damals denkbar war, nach seinem „Verhältnis zu Gott“ befragt, wer weiß, was er geantwortet hätte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, wie die ersten beiden Evangelisten schreiben, oder: „Weiß nicht ... Vielleicht gar keins.“ Ausgerechnet in dem, was die christliche Gemeinde nach Ostern als das zentrale „Erlösungsgeschehen“ betrachtete, ausgerechnet hier, im existentiellen und historischen Kern des Glaubens, wäre demnach keine „Gottesbeziehung“ gewesen? Das wäre skandalös für alles „religiöse“ Denken und Fühlen und eine Katastrophe für alle Briefträger Gottes, die sich und uns permanent ein „Gottesverhältnis“ aufschwätzen wollen. Im Zentrum des Glaubens stünde dann nichts als die unbegreifliche Tat eines unbegreiflichen Got-

tes, dessen Zuwendung und Anwesenheit („Offenbarung!“) wir nicht auf gleicher kommunikativer Ebene begegnen könnten.

Ein mutiger Mitstudent mit viel Wittgenstein im Kopf erdreistete sich Ende der 80er Jahre, während einer Dogmatik-Vorlesung aufzustehen und in den Hörsaal hineinzurufen: „Herr Professor, ich glaube, Sie haben da gerade einen unsinnigen Satz gesagt.“ Ebenso könnte man allen Briefträgern namens Otto, die eine Auskunft über unser Gottesverhältnis wünschen, antworten: „Ich glaube, lieber Otto, Sie haben soeben eine unsinnige Frage gestellt.“ Eine Frage, die nicht nur als indiskret und unangemessen intim verstanden werden könnte, sondern eine, auf die es gar keine Antwort gibt, weil sie selbst gegenstandslos ist. Warum?

Kurz gesagt, weil wir unser eigenes Bekenntnis zu glauben nur liturgisch adäquat äußern und vollziehen können. „Die liturgische Tätigkeit ist das Zentrum; als das Zentrum aller Tätigkeiten ist sie die Tätigkeit, die den Menschen in seinem innersten Sein unmittelbar ausdrückt, die eigentliche und vornehmliche Tätigkeit des Menschen, denn der Mensch ist ein homo liturgus. Alle anderen Tätigkeiten sind Nebentätigkeiten ...“¹ Glauben erklärt sich nicht, Glauben beweist sich nicht, Glauben „zeigt sich“: in der „guten“ Tat (gewiss, doch was ist „gut“?), vornehmlich aber im Gebet und im Kult. Dieser ist „die Urtätigkeit, wobei dieses ‚Ur‘ nicht chronologisch, sondern logisch aufzufassen ist.“² Daher hat auch das ausformulierte Glaubensbekenntnis, das Teil der Liturgie ist, „durchaus keinen deklarativen ..., sondern einen sakramentalen, *wirkenden* Charakter.“³ Adressat des Credo sind also primär nicht andere Menschen, sondern Gott allein. Ich bekenne meinen Glauben nicht in erster Linie, um ihn den „Ungläubigen“ gegenüber zu behaupten, sondern um mich „mit Gott zu vereinen“. Daher kommt es, dass Gespräche über persönliche Glaubensbekenntnisse und -erfahrungen in Cafés, auf der Straße, in Büros stets ein bisschen peinlich und deplatziert wirken. Und daher oft auch hinterher das einem Kater ähnelnde Gefühl, zuviel oder falsch oder schlichtweg dummes Zeug geredet zu haben. Noch größeres Unbehagen beschleicht einen, wenn man „offensive Christen“ auf öffentlichen Plätzen mit Schunkeln und Dauerlächeln ihren Glauben zur Schau stellen sieht. Man ahnt dann, dass Vorsicht angebracht ist gegenüber jeglicher Bekennerlei. Auch jener Winzersohn des Evangeliums war sich seines Glaubens scheinbar gewiss, als er auf die Aufforderung seines Vaters, im Weinberg zu arbeiten, mit einem freudigen „Ja, Herr“ antwortete. Doch dann verlor er die Lust oder hatte etwas Besseres vor oder vergaß, was er zu tun versprach. Jedenfalls ging er nicht in den Weinberg. Sein „Ja, Herr!“ blieb ein Lippenbekenntnis (Mt 21, 28–32).

Sprechen lässt sich über das eigene Handeln. Vollzüge und Rituale lassen sich beschreiben. Sagen kann man auch: „Ich gehe am Sonntag in die Kirche.“ Zu sagen „ich glaube“ ist dagegen nur sinnvoll als Gebet: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Mk 9,24). Als persönliche Aussage, die eine sowohl psychische als auch meta-psychische Realität beansprucht, ist sie immer vermessen, wenn nicht gar

¹ P. Florenski, *Kult, Religion und Kultur*, in: *Sinn und Form*, 52, 2000, H. 1, 46f.

² P. Florenski, aaO., 47.

³ P. Florenski, aaO., 52.

peinlich, weil sie nicht mehr sein kann als eine unsichere Selbsteinschätzung. Wo es aber ums Ganze der Existenz geht, sind persönliche momentane Vermutungen über Zustand und Disposition der eigenen Seele unerheblich. Wichtiger als zu sagen „ich glaube“ wäre also, sich zum „Heiligen“ zu verhalten.

Wer öffentlich sagt, er glaube, macht sich zudem der Lüge oder zumindest der Halbwahrheit verdächtig. Denn wer will behaupten, er wisse, wie in einem Menschenherzen (selbst im eigenen!) Glauben und Unglauben gemischt sind? Vieles spricht dafür, dass wer „glaubt“, zugleich „nicht glaubt“ und dass sogar wer glauben will, stets auch unwillig ist zu glauben. Den Ort eines unzweifelhaften und unge-trübten „Ich glaube“ kennen wir nicht, da wir uns selbst nicht kennen und uns das Beste und Heiligste an uns entzogen ist. Das Göttliche mag in uns wohnen, wir selbst mögen im tiefsten Innern „Bild“ oder „Wesen Gottes“ sein, doch dieses Göttliche in uns ist namenlos und unaussprechlich; „es ist so lauter und so hoch und so edel in sich selbst, dass keine Kreatur dahinein kann, sondern einzig Gott: der wohnt darin.“⁴ Und „was wir von der ersten Ursache erkennen oder aussagen, das sind wir mehr selber, als dass es die erste Ursache wäre.“⁵ Dieser Gott ist nah und fern zugleich; er ist in uns, aber auf eine Weise, die es uns unmöglich macht, zu ihm „dahinein“ zu kommen. Dieser Entzogenheit Gottes und unserer selbst entspricht keine menschliche Ausdrucksform außer der Liturgie. Darum heißt sie in den Kirchen des Ostens „die göttliche“. Das unaussprechliche Geschehen der Seele, in der Gott wohnen will, nimmt hier (und nur hier) Gestalt an. Hier spielt sich „Glaube“ ab, nicht als äußeres Bekennen, sondern als Geschehen zwischen Gott und Seele. Und daher kann der genuine und vornehmste Ort des „Ich glaube“ nicht die Alltags-Konversation sein, die weiß, was sie sagt, und sagt, was sie meint, sondern das rituell gesprochene Glaubensbekenntnis der Liturgie.

Das Credo zu beten ist formal betrachtet freilich nichts anderes, als täglich ein wurzelloses Bäumchen zu begießen oder jeden Morgen ein Glas mit Wasser zu füllen und dieses ins Klo zu schütten: Zeichen einer absurden Hoffnung „gegen alle Hoffnung“, deren Erfüllung vielleicht schon geschehen ist, jedenfalls aber nicht in unserer Macht steht.

Heiligenverehrung: ein göttliches Ablenkungsmanöver

Am 1. November feiern die Katholiken Allerheiligen. An diesem Tag gedenken sie derer, die „bei Gott wohnen“, das heißt: die in einem uns unzugänglichen Zustand der Einheit leben. Das Renommee dieser einstigen „Superstars“ des Glaubens hat auch unter Katholiken stark gelitten. Die meisten kennen nur noch eine Handvoll Heilige. Während Franz von Assisi bei Umweltschützern und Tierfreunden recht prominent ist, genießt Hildegard von Bingen unter den Anhängern der Naturheilkunde ein gewisses Ansehen; dann gibt es da noch den hilfreichen Sankt Martin, der

⁴ Meister Eckehart, *Deutsche Predigten und Traktate*. Hrsg. und übersetzt von J. Quint. Zürich 1979. Predigt 39, 342.

⁵ Meister Eckehart, aaO., Predigt 42, 353.

seinen Mantel teilt, den Nikolaus, der die Nüsse bringt, und Christophorus, dessen Bild sich manche an den Rückspiegel ihres Autos hängen, auf dass er sie sicher ans Ziel bringe. Und damit hat es sich dann meistens. Selbst die Jungfrau Maria ist mittlerweile vielen Katholiken ein bisschen peinlich geworden, von anderen Gestalten, über die man sich bizarre Geschichten erzählt, ganz zu schweigen. Glauben kann ich doch unmittelbar, sagen die Ökumeniker aller Länder, und beten kann ich gleich zu Gott selbst, was brauche ich all die irdischen und himmlischen Zwischeninstanzen?

In der Tat: der Umgang mit den Heiligen ist ein Ablenkungsmanöver, freilich ein „göttliches“. Zunächst einmal: Wer einen Heiligen verehrt, beschäftigt sich nicht mit sich selbst und seinem Verhältnis zu Gott, mithin also nicht mit Psychologie und Beziehungskisten, sondern er wird auf eine Erzählung verwiesen. Und gegenüber einer Erzählung bin ich – anders als gegenüber einem Bekenntnis und einer Beziehung – frei. Zu einem Bekenntnis, das mir entgegen schallt, muss ich mich irgendwie verhalten, zustimmend, ablehnend oder aktiv gleichgültig. Eine Erzählung dagegen kann ich genießen, als Kuriosität aufnehmen, ich kann mich von ihr betreffen lassen oder sie ignorieren. Ich muss sie nicht einmal zu Ende lesen oder hören. Ebenso kann ich einen Heiligen und seine Legende goutieren, verehren oder links liegen lassen.

Das ist der erste und geringere Vorteil der „Zwischeninstanz“. Der zweite führt wieder zur Liturgie. Denn der Kern der Heiligenfeste und erst recht des Festes „aller Heiligen“ sind nicht die Legenden, die von diesen überliefert sind, sondern ihre Verehrung durch die Gläubigen. Und was verehren wir an den Heiligen? Genau das, was wir an uns selbst notwendigerweise vermissen: dass sie glauben und das heißt „mit Gott in Liebe geeint sind“. Die Heiligen, das sind stets die „Anderen“, diejenigen, von denen wir im Gegensatz zu uns und allen anderen Menschen sagen können, dass sie *zweifelsfrei glauben*. Nicht dass dies historisch stimmen müsste: wichtiger ist, dass wir es inszenieren und kultisch begehen, als wäre es wahr. Und indem wir es tun, ist es so: wir feiern den Glauben, der nicht *unser* Glaube ist, aber in der Feier auch zu unserem Glauben *wird*. Wir benutzen die Heiligen nicht zuerst als pastorale Vorbilder, die uns etwas vorglauben, damit wir es nachglauben können, sondern als lebendige Bilder für die Gewissheit, dass es diesen Glauben, den wir in uns selbst nicht finden können, überhaupt gibt. Ihrer, die für uns tun, was wir kaum vermögen und für möglich halten, nämlich glauben, ihrer sollen wir am Fest Allerheiligen gedenken. Und wir sollen sie ehren dafür und ersehnen, was ihnen widerfährt: ein „Leben bei Gott“, ein Leben, das der unbegreifliche und unaussprechliche Gott selbst ist.

Christian Schuler, München